

Notizen

Neuer Raum

Im Frühjahr soll durch den Arbeitsdienst die Kultivierung großer Moor- und Oedlandflächen in Angriff genommen werden. Bei diesen gewaltigen Werken wird man 500 000 Jugendliche beschäftigen. Es handelt sich insbesondere um Moor- und Oedlandflächen im Emsland, in der Lüneburger Heide, in Pommern und Schlesien. Damit werden die nationalwirtschaftlichen Arbeiten, die bald nach Ende des Krieges einsetzen einen gewaltigen Auftrieb erfahren, der zu einer jährlichen Steigerung des Bodenwertes um 2 Milliarden Mark führen kann.

Im Emsland harren z. B. immer noch 150 000 Hektar der Kultivierung, obwohl seit 1921 bereits etwa 1000 neue Siedlerstellen und daneben etwa 500 Landwirtschaftlerstellen errichtet worden sind. Gegenwärtig gehen im Gebiet des ehemaligen Nordhümmlinger Moores, das durch den Küstenkanal erschlossen worden ist, fünf neue Siedlungsdörfer der Vollendung entgegen. Eines von ihnen ist bereits fertig. Am Samstag letzter Woche wurde das neue Kirchlein dieses Ortes, an dessen Platz sich noch vor wenigen Jahren menschenleeres Moor befand, feierlich benediziert. So wächst niederländisches Volk, unterstützt vom Staate und begleitet von der Kirche in neuen Raum hinein und ringt dem Boden neue Fruchtbarkeit ab. Das holländische Beispiel jenseits der durch das Bourlanger Moor verlaufenden Grenze hat erwiesen, daß es tatsächlich möglich ist, diese Landstriche in eine Milch- und Gemüsekammer Westdeutschlands umzuwandeln. Auf diesen Gebieten eingesetzt, leistet der Arbeitsdienst Pionierarbeit für Generationen.

Frankreich und Belgien

Auf einer französisch-belgischen Verbrüderungsfeier der ehemaligen Kriegsgesamten in Valenciennes hielt der belgische Abgeordnete für Namur Francois Boveffe eine Ansprache, in der er die alte Freundschaft des belgischen und französischen Volkes feierte und betonte, daß beide gemeinsam die heilige Mission hätten, die Grenzen der Latinität gegen die germanische Invasion zu schützen. „Seit vielen Jahren bereiten unsere Nachbarn im Osten den Neuanfang vor. Unser Land hat diese Lage verstanden. Dem Befestigungssystem Maginots schließt sich demnächst das Befestigungssystem Devèze an. Wir wollen für den Krieg bereit sein, wenn er unvermeidlich wird, aber wir wollen an unseren Grenzen in Bereitschaft stehen. Wir sehen das Deutschland Hitlers, wir kennen auch die Geschichte und die Geographie. Trotz des Krieges oder gerade wegen des Krieges stehen auf der einen Seite die Freunde friedlicher Arbeit und auf der anderen die begehrtesten Anhänger der Gewalt, des Riesenhaftens, des Krieges. Nirgendwo bleibt wahr: Frankreich ist ein Land mit einer Armee, Preußen eine Armee mit einem Lande.“

Wir neigen nicht dazu, Kriegserkenntnissen allzu fraglich zu nehmen, solange sie einzelne Erscheinungen und Entgleisungen bilden. Wenn aber hinter diesen tönenden Worten die Tat steht, die militärische Vorbereitung, so heißt es, die Augen offenhalten und sich fragen,

wozu das alles dienen solle. Der gleiche Brüsseler „Solo“ (vom 10. und 13. Dezember), der uns die Rede des Herrn Boveffe übermittelt, bringt nähere Angaben über das Befestigungssystem, das im engsten Zusammenhang mit der französischen Heeresleitung ausgebaut wird. Hier erfahren wir, daß von 234 Millionen militärischer Sonderkredite allein 175 Millionen dem Ausbau des belgischen Befestigungssystems an der deutschen Grenze dienen. Die strategische Idee ist nach diesen Mitteilungen das Zusammenwirken einer belgischen Armee von 200 000 Mann im Räume von Verdiers mit den bei Longwy stehenden französischen Armeekorps. Das Zwischenstück, Belgisch-Luxemburg, soll von dem Rest der aktiven Truppen besetzt werden, um einen „feindlichen Einbruch“ zwischen beide Heeresläufen zu verhindern. Weiter rückwärts sollen Heeresbefestigungen ausgebaut werden, deren letzte wie im Weltkriege an der Moselle liegen und die englischen Truppenlandungen bei Kieuport, Ostende und Zeebrügge sichern soll.

Man sieht, den Belgiern kommt gar nicht der leiseste Gedanke, daß ihr Land auch von anderer Seite bedroht sein könnte. Sie haben vergessen, daß noch in den Tagen des dritten Kaiserreichs die französischen Annexionsgelüste

immer wieder zu einer entschiedenen Abwehr der belgischen Regierung und Bevölkerung gegen Frankreich und zu einem Eingreifen der Mächte, vor allem Englands und Preußens geführt hat. Man sollte sich einmal in Brüssel daran erinnern, daß es niemand anders als Bismarck gewesen ist, der Belgiens Unabhängigkeit gegen die Teilungspläne Napoleons III. gekämpft hat, und der auf freundschaftliche Beziehungen zu Belgien stets hohen Wert legte. Nichts steht im Wege, daß Belgien diese politische Rolle wieder übernimmt, nichts als die einseitige und völlig unverständliche Festlegung der amtlichen Brüsseler Politik auf den französischen Kurs. Der loben aus Brüssel abberufene französische Militärattaché General Charbigny hat, solange er in Brüssel weilte, die außenpolitischen Entscheidungen des belgischen Kabinetts stets ausschlaggebend beeinflusst, und sein Nachfolger, Oberst Niedinger, hat beste Aussichten, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. Es hat nie gut getan, wenn die Außenpolitik eines Landes ausschließlich von militärischen Gesichtspunkten geleitet wurde, und im belgischen Falle bedeutet es nichts weniger als den völligen Verzicht auf große politische und wirtschaftliche Möglichkeiten.

Pariser Handelsbesprechungen unterbrochen

Übermäßige französische Forderungen — keine Einigung

Die gegenwärtigen deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen in Paris haben zu einer Einigung nicht geführt. Die deutsche Delegation wird von Paris am Freitagmorgen abreisen.

Hauptzweck der Verhandlungen war, die am 31. Oktober 1933 in Paris begonnen haben, auf gültigen Wege das angekündigte französische Kontingentierungssystem so zu gestalten, daß ausgleichende deutsche Maßnahmen des Ausfuhrschutzes nach Möglichkeit vermieden werden können. Die Verhandlungen sind an zwei französischen Forderungen gescheitert:

Es ist von französischer Seite ein so starker Abstoß an dem deutschen Ausfuhrüberschuß verlangt worden, daß die Gefahr bestand, daß der dann noch verbleibende Rest nicht einmal mehr ausreicht, um den dem Regime der Stillehalten abkommen und der gegenwärtigen Handhabung des deutschen Transferratoriums noch aus der deutschen Volkswirtschaft auf die französische Volkswirtschaft zu übertragen sind. Ein solches Ergebnis konnte die deutsche Regierung sowohl im Hinblick auf die eigene Devisenlage wie auch aus Rücksicht auf die Lage Deutschlands gegenüber der Gesamtheit der privaten Auslandsgläubiger nicht annehmen. Außerdem wollte Frankreich den in Aussicht genommenen Abstoß an dem deutschen Ausfuhrüberschuß auf einen so kleinen Ausschuß aus der gesamten deutschen Warenexportier konzentrieren, daß den davon betroffenen deutschen Waren der französische Markt für die Zukunft in einer unerträglichen Weise verschlossen worden wäre. Es wären davon so gut wie alle deutschen landwirtschaftlichen Ausfuhrerzeugnisse betroffen worden sowie eine Anzahl industrieller Erzeugnisse, für die der französische Markt von besonderer Bedeutung ist. Die französische Delegation hat in diesen beiden Punkten in ihrem vom ersten Tage der Verhandlungen an eingenommenen Standpunkt bis zuletzt so auf wie unverändert festgehalten. Alle deutschen Gegenanschläge und Bemühungen, auf einer mittleren Linie zu einer Einigung zu kommen, sind leider erfolglos geblieben.

Wie die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sich vom 1. Januar 1934 ab gestalten werden, hängt allein von den Maßnahmen der französischen Regierung ab. An sich läuft das Handelsabkommen von 1927 weiter. Die deutsche Regierung wird abwarten, wie die fran-

zösische Regierung ihre Einfuhrkontingentierungen in Zukunft handhaben wird. Darnach werden sich etwaige deutsche Maßnahmen richten.

Auch über eine Reihe von anderen Punkten ist verhandelt worden. Die französische Regierung hatte den Wunsch, daß die Verwendung der „Serips“ geregelt und daß ein Transferabkommen ähnlich wie mit der Schweiz und mit Holland, vorbehaltlich der Stellungnahme des Gläubigerausschusses, abgeschlossen wird. Ueber diese beiden Punkte wäre eine Einigung möglich gewesen. — Außerdem sollte das deutsch-französische Reiseverkehrsabkommen verlängert werden, durch das über die Devisengrenze von 200 RM. hinaus monatlich eine zusätzliche Verwendung von weiteren 600 RM. gestattet wurde.

Spende des Bauernturns: Fünf Millionen Zentner Kartoffeln

Der Reichsführer des Winterhilfswerks, Hilgenfeld, gab bei einem Besuch der Landesbauernführer und Landesobmänner einen Überblick über die Spenden zur Winterhilfe. Obwohl das deutsche Bauerntum durch eine jahrelange Mißwirtschaft selbst in eine sehr schwierige Lage gekommen ist, spendete es bisher etwa fünf Millionen Zentner Kartoffeln für das Winterhilfswerk. Die Landesbauernführer gaben zu erkennen, daß auch in den kommenden Wintermonaten der Opfergeist des deutschen Bauern wachgehalten werden solle.

200 000 Pfund Fleisch für die Winterhilfe
Ein Aufruf des Präsidenten des Reichsverbandes des nationalen Viehhandels an dessen 25 000 Mitglieder zur Teilnahme am Weihnachtshilfswerk des deutschen Viehhandels hatte sehr starken Erfolg. Innerhalb von etwa zehn Tagen wurden fast 1100 Stück Vieh zum Berliner Zentralviehhof geliefert; weitere Sendungen sind unterwegs. Es wird angenommen, daß rund 1200 Stück Vieh im Werte von etwa 200 000 RM. durch dieses besondere Hilfswerk den Bedürftigen zur Verfügung gestellt werden können, so daß etwa 200 000 Pfund Fleisch zur Verteilung bereitstehen würden. Dieses Fleisch soll in Berlin sowie in Nord- und Westdeutschland verteilt werden, während für das übrige Deutschland Leipzig, München und Stuttgart als Sammelpunkte bestimmt wurden.

Frohe Feststimmung

bringt Kamera, Kino, Radio oder Fernglas — preiswert gekauft von



BOHR Ringstr. 14, am Dismarckdenkmal

Die Dame mit dem Otterpelz

Die Geschichte eines rätselhaften Falles Von Careu

44. Fortsetzung Nachdruck verboten

Und er erzählte in überstürzten Worten, daß er auf der Fahrt im Kupé einen jungen Maler kennen gelernt habe: „Einen seltenen Raub sage ich dir! Ganz primitiv noch — beinahe infantil. Und dabei von einer Sensibilität...! Man brauchte bloß anzutippen — prompt reagierte er. Der reinste Selsmograph!“

Sie ist interessiert er sich nur als pathologischer Typ. Aber dann — auf einmal — kam mir ein Einfall. Ein grandioser Einfall! Dieser Vursche da — sagte ich mir — müßte ein sanftes Objekt sein für ein hypnotisches Experiment. Und — warum sollte ein Mensch, wenn er auf hypnotischen Befehl eine tote Kartoffel für den besten Apfel frisst, nicht auch ein Bild — für eine lebende Person ansehen...?“

Der Richter und Kommissar Kling wechselten einen überraschten Blick. Eine ganz vage Erkenntnis schien in Kling aufzudämmern.

„Dann war also — diese — Gräfin nichts anderes als...“

„Ein Bild. Ja, meine Herren — nicht anderes, als das! — Grau war nur in dem Glauben, daß er ein lebendiges Modell vor sich hatte. Mein Bruder hatte ihm das suggeriert. Er brachte das Originalgemälde zu einer „einmaligen Sitzung“ nach Straßund und stellte es ihm als seine „Mädte“ vor. Und Grau verlebte sich unter der Einwirkung seiner Hypnose derartig in das Modell, daß er eine Kopie zustande brachte, die ein Kunstwerk für sich darstellte und sich in nichts von dem Original unterschied. . . . Cajus hatte sein Ziel erreicht!“

Eine Pause trat ein. Kling stützte verlorren das Kinn in die Hand. Ein wirrer Gedankenwirbel wälzte sich in seinem Gehirn. Endlich gelang es ihm, den verlorenen Faden wieder aufzunehmen. „Und Grau hat dann die Kopie, wie es ihm in der Wachstagesion befohlen war, an Ihre Adresse geschickt, und Sie haben sie in der Invalidenstraße in Empfang genommen? Das stimmt also. Und was geschah weiter damit?“

„Ich habe dann die Kopie nach unserer bewährten Methode antifiziert und mit dem Originalrahmen versehen. Auch das

geübteste Auge hätte keinen Unterschied gefunden. Und ich war — so grotesk es klingt — so stolz auf diese Fälschung, daß ich sie am liebsten behalten hätte. . . . Alles übrige hat Cajus dann selbst besorgt. Er hat an jenem Sonntagabend während meiner Abwesenheit das Bild in meiner Wohnung verpackt und zur Post schaffen lassen. Und bei dieser Gelegenheit hat er sich auch die Verletzung beigebracht, an der er später gestorben ist. . .“

Der Kommissar grübelte in sich hinein.

„Wertwändig. . . . Wissen Sie über den Unfall etwas Näheres?“

„Ja, soviel mein Bruder mir davon erzählt hat. Ich rief ihn am Sonntagmorgen, nachdem Ihre Beamten bei mir gewesen waren, sofort an, um ihn zu warnen. Denn ich merkte natürlich, daß irgendwas gegen uns im Gange war. — Was es war, konnte ich nicht erraten. Einen Augenblick fürchtete ich schon, daß es sich um eine Verwechslung handelte, und daß das während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung umgebracht worden war. Erst, als ich am Telefon seine Stimme hörte, war ich beruhigt. Ich kleidete mich sofort an und fuhr zu ihm. Er sah da schon sehr schlecht aus, und ich merkte, daß er Schmerzen hatte. Seine linke Hand war dick umwickelt — mit Taschentüchern und allerhand unlaubemem Zeug. Wie das so in seiner nachlässig und gleichgültigen Art lag. Und er erzählte mir auf Befragen, daß er sich beim Verpacken der Kiste ein Verletzung durch die Hand gerannt habe. „Wie hast du denn das angestellt?“ fragte ich noch halb im Scherz, denn mir war eine solche Ungeschicklichkeit ganz unverständlich. Und auch seine eigene Schilderung des Unfalls klang völlig rätselhaft.“

„Ja — denke dir“ — erzählte er mit einer gequälten Grimasse — „wie ich am Boden kniete und den Deckel aufnagelte — wird mir plötzlich fürchterlich schlecht. Weiß Gott, was es war — vielleicht eine plötzliche Herzschwäche, oder das Bilden ist mir nicht bekommen — jedenfalls wurde mir mit einem Mal ganz grün vor den Augen. Das ganze Zimmer drehte sich um mich. Ich will aufstehen und — ich weiß nicht mehr — habe ich das Eisen schon in der Hand gehabt oder habe ich erst in meiner Verwirrung blindlings danach gegriffen. . . . Aber wie ich schon halb aufgerichtet war, verlor ich auf einmal das Bewußtsein. . . . Nur auf ein paar Sekunden.“

Aber das hat genügt. Ich merkte, daß ich vornüberfiel, aber ich konnte mich nicht mehr halten. . . . Die Bildertische stand mir im Weg. Und ganz dunkel spürte ich einen rasen Schmerz in meiner linken Hand. . . . Als ich kurze Zeit darauf wieder zu mir kam, lag ich mit dem Oberkörper am Boden und mit dem

Reinen auf der Kiste. Ein Wunder, daß ich nicht den Hals gebrochen habe! Mein Gesicht war voller Blut — und ich dachte zuerst, ich hätte eine Kopfverletzung. Aber da war alles intakt. Nur an der linken Hand hatte ich eine Wunde, die fast blutete. Ich muß mir im Falle das Stemmeln hinein gerannt haben. Es ging durch und durch. . . . Ka, bloß keine Aufregung — es hätte schlimmer ausfallen können! . . . Er war nicht zu bewegen, mir die Wunde zu zeigen. Er ließ ja nichts an sich tun und vernachlässigte jedes Leiden. Wir waren alle schon so daran gewöhnt, daß wir uns gar nicht viel Gedanken machen konnten. Aber schon am Montag rief Oly mich aus dem Krankenhaus an, daß sein Zustand bereits hoffnungslos sei. Ich habe ihn nicht mehr lebend wiedergesehen. . .“

„Und was für eine Absicht hatten Sie weiterhin mit dem Bild?“ ergriff nach kurzer Stille der Untersuchungsrichter das Wort. „Ich meine natürlich den echten Guarnado. Was gedachten Sie damit anzufangen?“

Der Angeklagte zuckte die Achseln:

„Ich weiß nicht. Ich habe in all dem Trubel der letzten Tage überhaupt noch keine Zeit gefunden, darüber nachzudenken.“

„Aber Sie haben es doch sehr sorgfältig verdeckt!“

„Das habe ich bereits getan, als ich das erstmalig durch den Besuch der Polizei alarmiert worden war. Das Bild hatte bisher in meinem großen Kleiderschrank gestanden. Aber dieses Versteck schien mir nicht mehr sicher genug. Ich mußte ja jeden Augenblick eine Hausdurchsuchung erwarten. Und da versuchte ich es auf Cajus' Rat, nach an jenem Sonntag zwischen zwei Matratzen hinter der Tür. . .“

„Ich danke Ihnen. . .“ Der Richter warf Kling einen fragenden Blick zu. Dieser nickte schweigend.

„Wir wollen Sie für heute in Ruhe lassen, Fuchs. Das Verhör scheint Sie ziemlich mitgenommen zu haben. . .“

Der Angeklagte erhob sich schwerfällig. Im Abgehen streifte er die beiden Herren mit einem unsicheren Blick. Endlich — nach einem verstockten Zögern — rang er sich die Frage ab:

„Wird es mir vielleicht gestattet sein — ein paar Zeilen an Oly Holmann zu schreiben? Ich möchte nicht, daß sie allzu schlecht von mir denkt.“

Und Kommissar Kling antwortete mit einem Blick auf den Richter:

„Ich glaube — dem steht jetzt nichts mehr im Wege!“

(Fortsetzung folgt)